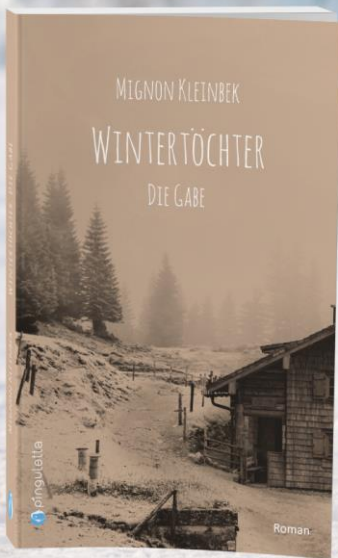


SCHÖN.

Ein wundervoller Roman.

Wintertöchter.
Die Gabe

ISBN: 978-3-9817678-5-8 Preis: 13,90 €





Mignon Kleinbek.

Ist 1964 geboren und lebt mit ihrer Familie in Baden Württemberg. Neben der Schriftstellerei liebt sie Musik, Literatur und ihren Garten, in dem alles wachsen darf, wie es will. Mit ›NACH OBEN – Ein etwas anderes Leben mit Psoriasis Arthritis und Fibromyalgie oder Morgen ist alles gut.‹ und ›BÄHMULLE – Morgen ist alles gut 2.0 oder Rheuma? Na und...‹ publizierte sie viel beachtete Sachbücher.

Ihr Debutroman *WINTERTÖCHTER. DIE GABE*, ist bereits in mehrfacher Auflage im pingulett Verlag erschienen. Der zweite Teil – *WINTERTÖCHTER. DIE KINDER* setzt die Erfolgs-Trilogie kraftvoll fort. In der Zwischenzeit ist auch das großartige Finale der Forstau-Saga *WINTERTÖCHTER. DIE FRAUEN* erschienen.



MIGNON KLEINBEK

WINTERTÖCHTER

DIE GABE

pínguletta

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt.

LESEPROBE

Copyright © 2017 by Mignon Kleinbek

© 2017 pinguletta Verlag, Keltern

F06_2020 V2021-01-20

Alle Rechte vorbehalten

Sämtliche – auch auszugsweise – Verwertungen nur mit
Zustimmung des Verlags

Titelfoto: © Fabian Irsara

<https://fabianirsara.com/>

Covergestaltung: © Sabrina Furrer

Produktion: Helmut Speer

Lektorat: Elsa Rieger

ISBN 978-3-9817678-5-8

eBook ISBN 978-3981767865

www.pinguletta-verlag.de

PROLOG 2004

Die Frau ging mit schleppenden Schritten zum Küchenherd und drehte das Gas ab. Das schrille Pfeifen des Teekessels wurde leiser und verstummte. Sie öffnete den Küchenschrank und nahm die angeschlagene Porzellantasse heraus, aus der sie seit ihrer Kindheit den Morgentee trank. *Anna* stand darauf, in dünnen Goldbuchstaben, umrahmt von Blumenranken. Der Goldrand und die hellblauen Veilchen waren blass verwaschen, kaum mehr sichtbar.

Mit geübtem Ruck zog sie die schwergängige Schublade heraus, in der sie ihre Teemischungen aufbewahrte. Ein feiner Duft stieg aus der Holzlade auf.

Earl Grey, Oolong oder Kräutertee? Sie überlegte einen Moment. Nein, ihren Kräutertee aus eigenhändig gesam-



melter und getrockneter Kamille, Minze, Anis und Fenchel hatte sie ihr Leben lang getrunken, jeden Morgen. Heute jedoch war der Tag für einen besonderen Genuss. Anna griff nach dem dunkelgrünen Tütchen, nahm die Klammer ab und schnupperte hinein. Sie nickte.

Der Oolong, ›schwarzer Drache‹ oder ›die schwarze Schlange‹ genannt, mit seinem wohlriechenden, blumigen Duft, war genau richtig für die Aufgabe, die schwer vor ihr lag. Der Tee war exotisch, teuer, er gab ihr das befriedigende Gefühl, sich etwas so Kostbares zu leisten, wäre eine kleine Belohnung. Ein Quäntchen Wiedergutmachung für das Leid. Er würde es wert sein und den bitteren Weg in die Vergangenheit ein wenig versüßen. Diesen Luxus hatte sie sich verdient. Also den Oolong ...

Während sie sorgfältig einen Teelöffel voll schwarzer Teekrumen in das eiserne Teesieb gab, schweiften ihre Gedanken träge zu ihrer Tante Barbara.

Die Hebamme, Pflanzenkundige und einzige Vertraute hatte ihr alles beigebracht, was sie über das Heilen mit Kräutern wusste. Der Sommertag stieg in ihr auf, an dem sie mit ihrer Dede auf der sonnengewärmten Steinstufe vor dem

Haus saß. Die Tante hatte ihr den Arm leicht um die Schulter gelegt. Auf ihrer blauen Schürze lag eine geöffnete Blechdose, und die kostbaren, schwarzen Blättchen darin glänzten schwach. Sie erzählte ihr eine Geschichte; die Legende um die Entstehung des Oolong. Vor Annas Augen erstanden die Bilder, an die sie sich so deutlich erinnerte, als sei es gestern gewesen. Von dem braunhäutigen Teepflanzer, der beim Anblick einer schwarzen Schlange, die sich in den frischgepflückten Blättern zusammenringelte, zurückgeschreckt war. Wie er sich nach einigen Tagen wieder vorsichtig zu den getrockneten Blättern hinwagte und bemerkte, dass sie in der heißen Sonne oxidiert waren. Seine Verwunderung, als er nach dem Aufbrühen feststellte, welch einen wunderbaren Geschmack sie ergaben. Die Dede hatte mit zwei Fingern ein paar Teekrumen aufgenommen, hielt sie ihr unter die vorwitzige Nase und legte sie dann auf die kleine rosa Zungenspitze: »Hier Anneli, schau!« Und sie sah ...

Ja, der Oolong würde genau richtig sein. Vielleicht würde er die schwarze Schlange, den wütenden Drachen in ihr, besänftigen. Ihn einlullen und ihm etwas Ruhe verschaffen.



Ruhe vor den quälenden Erinnerungen und Ruhe ihrem Gewissen. Und mochte sein, er schenkte ihrer Seele mit seinem Geschmack nach Blumen und Sommer einen kurzen, einen süßen Frieden. Würde ihre Gedanken in die Sonne und ins Licht lenken. Es war so viel Dunkel in ihr.

Sie stellte das eiserne Teesieb in die Tasse und goss vorsichtig heißsprudelndes Wasser darauf. Gab einen kleinen Löffel goldenen Bienenhonig und einige Tropfen fette weiße Milch dazu. Versonnen betrachtete sie, wie Honig, Milch und bernsteinfarbener Tee in braunen Fäden durcheinanderwirbelten, einer geheimen Absprache folgend. Wie sie Spuren und Schlieren durch das heiße Wasser zogen, sich verwoben und eine Koexistenz eingingen. Koexistenz ist der Zustand, in dem sich zwei gleich starke Seiten einander gegenüberstehen. Und irgendwann einsehen, dass sie, um des Friedens und des Überlebens willen, die Überzeugung des anderen dulden, schoss ihr durch den Kopf. Sie hatte das einmal irgendwo gelesen. Der Satz war ihr haften geblieben und nun plötzlich präsent.

Auch sie und er hatten einander die Stirn geboten, sich bekämpft, sich angepasst und geduldet. Sie waren eine Koexistenz eingegangen, hatten miteinander gelebt, einander

gehasst bis aufs Blut und sich dennoch verbunden.

Es war genug. Genug des Anpassens und Duldens, genug des Leids. Die Knoten mussten jetzt gelöst werden. Diese letzte Aufgabe wartete auf ihre Erfüllung. Erst dann würde sie gehen können. Und vielleicht endlich frei sein. Die Wahrheit drängte ans Licht und würde sie überleben.

Sie nahm die heiße Tasse vorsichtig auf, trug sie an den blank geschuerten Zirbenholztisch und setzte sich schwerfällig. Das klumpige Daunenkissen in ihrem Rücken zurechtrückend, ließ sie sich mit einem wohligen Seufzer zurücksinken. Anna blies über den Tee und nahm einen Schluck. Für einen Augenblick ließ sie zu, dass die vertrauten Bilder aufstiegen. Dann setzte sie die Veilchentasse hart und entschlossen auf dem Tisch ab und schlug die schwarze Kladde auf. Sie nahm den Tuschefüller in die von bräunlichen Altersflecken gezeichnete Hand und zog die silberne Metallkappe ab. Sorgfältig legte sie das Käppchen neben den runden Stein und nahm die Brille aus dem weißen Haar, schob sie vor bis zur Nasenspitze. In säuberlichen, steil aufgerichteten Buchstaben begann sie zu schreiben:



Dies schreibt Anna Antonia Hohleitner, Bergbäuerin und Sennerin, Tochter von Marie und Anton Hohleitner, im Alter von vierundsechzig Jahren.

Ich verbrachte mein ganzes Leben auf dem Julianenhof. Er ist mein Zuhause und mein Erbe. Ich bin nie von hier oben weggegangen. Ich konnte es nicht, denn er bot mir Schutz vor der Welt und Schutz vor den Menschen. Wer ist, wie ich bin, braucht einen sicheren Ort.

Ich bin hier groß geworden und dageblieben. Obwohl ich mir immer gewünscht habe, einfach wegzugehen. Ich wollte lernen und fremde Länder sehen. Ein eigenes Leben haben. Der Einsamkeit entfliehen, die mich bewahrte und auch festhielt wie ein schützender Bannkreis. Ich habe vier Kinder geboren und sah keines von ihnen aufwachsen. Ich liebte und hasste. Und ich lud große Schuld auf mich.

Möge der Herrgott mir vergeben.

Ich wurde am 6. Jänner 1940 geboren, in der Nacht zum Dreikönigstag. Während der Mann mit der sich überschlagenden Stimme die Welt und unser kleines Land in



einen vernichtenden Krieg zog und die Erde mit Blutopfern tränkte, blutete meine Mutter auf den frisch gescheuerten Küchenboden. Er nahm viele Leben und sie schenkte eines. Sieg und Heil gab es für keinen. Wir mussten alle bezahlen.

Blutgeld ist eine bittere Währung.



ERSTER TEIL



KAPITEL EINS. WINTER 1940

»Toni?!« Marie stützte sich mit beiden Armen auf dem Küchentisch ab und keuchte auf. Eine krampfhafte Welle ließ ihren runden Bauch erzittern und das Kind in ihr trat so fest zu, dass ihr die Luft wegblieb. »Toni!«

Anton Hohleitner klopfte den Schnee auf dem Steinabsatz von den Holzpantinen ab, drückte die Tür mit dem Hintern auf und schob sich rücklings in den Raum, einen Korb voll Holz an die Brust gedrückt. Er schleuderte die Schuhe von den Füßen in die Ecke.

»Toni, das Kind kommt!«, stieß Marie zwischen blassen Lippen heraus. Die nächste Wehe kam über sie. Sie krümmte den Rücken, beugte sich über den Tisch und stützte sich mit beiden Händen schwer ab, um leichter atmen zu können.



Toni Hohleitner blieb abrupt stehen und sah erschrocken seine Frau an. Der Holzkorb krachte zu Boden und die Scheite fielen heraus, sprangen polternd nach allen Seiten.

»Toni, du musst die Barbara holen. Ich brauche sie. Es geht zu schnell!« Schon den ganzen Tag über hatte sie immer wieder einen ziehenden Schmerz in ihrem Bauch gespürt. Doch die Barbara hatte gesagt, das Kind würde frühestens an Maria Lichtmess kommen. Und zum 2. Februar waren es noch fast vier Wochen hin.

Sie hatten die Weihnachtstage auf dem Julianenhof verbracht, wollten ein wenig für sich sein und hatten vorgehabt, rechtzeitig zur Geburt wieder im Forstaudorf zu sein. Einen kurzen Moment schalt sich Toni dafür, dass er seiner Frau, die selten einen Wunsch äußerte, diesen einen nicht abgeschlagen hatte. Er hatte es nicht fertiggebracht und zudem auf dem Hof nach dem Rechten sehen wollen.

Er wischte den Gedanken und den Anflug von Schuld-bewusstsein weg und stürzte zu ihr hin, richtete sie vorsichtig auf, umfing sie mit seinen Armen und hielt sie an sich gedrückt, während sie schwer atmete. »Marie, Schatz, ich komm nicht ins Dorf hinunter. Es schneit immer noch und der Steinbachweg ist zu.«

Es schneite seit gestern Morgen beständig und er war damit beschäftigt gewesen, einen schmalen Gang zum Stall, zum Holzschuppen und zum Abtritt freizuhalten. Ins Dorf hinunter brauchte man zu Fuß mindestens eine Stunde, bei diesem Wetter eher zwei. Auf dem verschneiten Weg war das Motorrad nutzlos und ebenso das kleine Fuhrwerk, mit dem er die Milchkannen und Käselaike transportierte. Wie es schien, würde es noch die ganze Nacht weiter schneien. Fieberhaft überlegte er. »Die Barbara hat gesagt, das Kind kommt erst in vier Wochen«, sagte er hilflos.

»Es kommt jetzt!«, schrie sie ihn an und ihre dunklen Augen glühten vor Schmerz, Angst und Zorn.

»Gut, gut, beruhige dich«, sagte er sanft, obwohl sein Herz Sprünge schlug. »Ich leg noch einmal Holz nach und dann spanne ich den Braunen an. Mit dem Schlitten wird es wohl gehen.« Er ließ sie vorsichtig los. »Ich hole dir eine Decke, dann kannst du dich näher ans Feuer setzen.«

Toni rannte auf Wollstrümpfen die steile, schmale Treppe hinauf, so schnell, dass die ausgetretenen Holzstufen nicht mit Knarren hinterherkamen.

Als der Schmerz nachließ, tastete sich Marie am Küchenschrank entlang vor den Herd und ließ sich schwer atmend zuerst

auf die Knie, dann zur Seite fallen. Toni flog geradezu die Treppe herunter, brachte ein Kissen und das Bettzeug, breitete alles auf dem Küchenboden aus und fasste Marie unter die Arme, um ihr zu helfen, sich darauf zu betten.

»Vergiss es! Ich krieg die Daunen nie wieder sauber!« giftete sie ihn an und stieß seine Hand und die dicke Federdecke weit von sich weg. »Hol die Bettlaken aus dem Kasten in der Schlafstube, von dem Stapel ganz unten! Oh heilige Mutter Gottes! Ahhhh!« Sie stöhnte auf, krümmte sich zusammen und drückte den Kopf fest auf die Arme.

Wieder rannte er los, die Treppe hinauf und in die Schlafstube hinein. In der Kammer war es stockdunkel. Er riss mit einem harten Ruck die verzogene Holztür des Kleiderkastens auf. Der schwere Schlüssel rutschte aus dem Schloss und fuhr mit metallischem Klirren unter das massive Bett aus Kiefernholz. Er ließ ihn liegen. Hektisch suchend glitten seine Augen durch den dunklen Schrank. Seine rauen Hände fuhren über die Borde und blieben an feinem Stoff und weicher Wolle hängen.

Da lagen die Leintücher, auf dem untersten Boden aufgestapelt! Die frischgestärkten Bettlaken unter dem Arm, drehte er sich, schon fast zur Tür hinaus, auf der Schwelle noch einmal

um und blickte in der finsternen Schlafkammer umher. Dort stand der Weidenkorb mit den Kindersachen, die Marie schon im Herbst zusammengestellt hatte: Windeln, ein Schafwollhöschen, schneeweiße Leinenhemdchen mit einer Wollkordel am Halsausschnitt, das baumwollene Einschlagtuch und die gestrickte Decke aus gelber Schafwolle mit dem breiten Zopfmuster. Winzige Strümpfchen, die sie lachend hochgehalten hatten und sich nicht vorstellen konnten, dass es so kleine Füßchen gab, die da hineinpassten. Ein kleines geknotetes Tüchlein aus weichem Stoff mit aufgestickten Augen und einem Schnurrbart aus rostbraunem Garn, mit spitzen aufgenähten Öhrchen aus weichem Fell. Ein zweiter, ähnlich bestückter Korb stand im Haindlhof und wartete dort auf den Neankömmling. Er warf die Bettlaken darauf, griff sich den Korb und eilte hinunter in die Küche.

Marie hatte sich aufgerichtet und hielt sich mit der Linken am eisernen Handlauf des Herdes fest. Die Ofentür stand weit offen und er sah, wie das Feuer dahinter aufflammte und ein dickes Holzscheit lodernd mit Brand überzog. Vornübergebeugt zog sie mühsam das gefüllte Wasserschaff auf die Herdstelle. Dann griff sie in die Schublade und holte eine große Schere heraus, zog die Schneiden auseinander und warf das blinkende Ding in einen

zweiten wassergefüllten Topf hinein.

Erstarrt blieb er am Fuß der Treppe stehen. »Was tust du, um Gottes willen?«

Eine weitere Wehe erfasste sie und sie krampfte die Hände um den Herdlauf. Mit erstickter Stimme ächzte sie: »Sei kein Dummkopf! Die Schere auskochen natürlich! Ich werde sie vermutlich brauchen! Wirst du jetzt bitte«, ihr Ton wurde schärfer und ihre Augen angsterfüllter, »endlich die Barbara holen? Ich weiß nicht, wie lange ich das alleine schaffe!« Sie ließ sich vorsichtig auf die Knie herunter, stützte sich mit den Händen auf und stöhnte.

Das riss ihn aus seiner Erstarrung und er stellte schnell das Weidenkörbchen neben die Feuerstelle, damit die Kindersachen ein wenig Wärme abbekamen. Dann fuhr er in die Stiefel, riss die Lodenjoppe vom Haken neben der Tür und reckte sich hastig nach Handschuhen, Mütze und Schal, die zum Trocknen auf dem Gitter über dem Herd hingen. Er fiel vor Marie auf die Knie, ließ alles auf den Boden fallen und legte die Hände um ihr Gesicht. Ihr Atem ging schnell und streifte ihn in kurzen Stößen. Kleine Schweißperlen standen auf ihrer Stirn und feine braune Haarsträhnen klebten ihr feucht am Haaransatz.

»Halt durch, Lieblein!«, flüsterte er eindringlich. »Ich mach, so schnell ich kann, alles wird gut.«

Das vertraute Kosewort holte sie aus dem Schmerz und ihre dunklen Augen trafen auf seine grauen. Nase an Nase verharrten sie einen Moment und ihre Blicke verbanden sich. Ihre Wangen sanft umfassend, strich er mit den Daumen zart über ihre Mundwinkel und küsste sie leicht auf die Lippen. »Alles wird gut werden, Marie. Wir werden das schönste Kind haben und sie wird sein wie du.« Er ließ sie los, griff in sein Hemd und holte das Medaillon hervor. »Trag du es, bis ich wieder da bin. Der heilige Leonhard wird euch beschützen.« Er zog die feine Kette über seinen Kopf und streifte sie ihr über, nahm ihre Hand, schloss sie um das geprägte Silberstück und drückte sie noch einmal fest. Dann raffte er die Kleidungsstücke zusammen und sprang auf die Füße. Im Gehen stülpte er die Mütze über seinen hellblonden, zerzausten Haarschopf und warf den Schal um. Zog die Joppe an, stopfte die Handschuhe in die Taschen und schob die Haustür gegen den Wind auf. Nach einem letzten liebevollen Blick auf Marie, die ihm, immer noch kniend, stumm nachschaute, zog er die Tür hinter sich zu, ehe noch mehr wilde Schneeflocken und



eisig kalte Nachtluft hereintrieben. Die dunkle Winternacht verschluckte ihn. Marie hörte, wie er die Stalltür dumpf rumpelnd aufzog.

Die feinen Schneekristalle schmolzen auf dem Dielenboden zu glitzernden Tränen. Marie widerstand dem plötzlichen Drang, ihn zurückzurufen.

Sie sah ihn nicht wieder.

Marie öffnete die Hand und schaute das kleine silbern geprägte Heiligenbild an. Das Erbstück der früh verstorbenen Mutter, an die sie keine Erinnerung hatte, war ihr Hochzeitsgeschenk an Toni gewesen. Er wusste, wie teuer ihr das Medaillon war. Der Heilige Leonhard, Kettenheiliger und Bauernherrgott, galt als Schutzpatron für das Vieh, die Gefangenen und Nothelfer für die Wöchnerinnen. Nun, dachte sie mit einem kurzen Anflug von Belustigung, wir beide werden heut Nacht gut zu tun haben. Das Wasser auf dem Herdfeuer begann leise singend zu siedeln. Sie zog sich mühselig am Handlauf des Herdes in die Höhe, holte tief Luft und sprach sich Mut zu. Das Kreuz durchgedrückt, schob sie entschlossen das Wasserschaff an die Seite, nahm den Schürhaken auf und fischte die Schere aus dem Topf. Die kurze Zeit bis zur

nächsten Wehe ausnutzend, holte sie einen kleinen Stapel weicher Baumwolllappen aus dem Schrank. Mit denen wurden während der Almzeit die Euter der Milchkühe gewaschen und sauber gehalten, und Marie ließ die tropfende Schere auf das oberste Tuch fallen. Warum hatte sie nur darauf bestanden, über den Jahresübergang hier oben zu bleiben? Tief in ihrem Herzen wusste sie, weshalb. Sie wollten über dem Julianenhof den Segen sprechen und sich in geruhsamer Zweisamkeit auf die Ankunft ihres Kindes vorbereiten. Mit einem duftenden Tannenreis und geweihtem Wasser waren sie beide zur Jahrwende Hand in Hand gemächlich über das alte Gehöft gegangen, hatten Haus und Stall geräuchert und besprengt und den Stallsegen über Vieh und Menschen gesprochen. Möge der Herrgott Unheil von uns fernhalten, betete Marie nun inbrünstig und bekreuzigte sich, wie am Neujahrstag.

Ihr Blick ging zu dem Herrgottswinkel über der Bank. Erst gestern hatte sie das Tuch mit sorgfältig feinen roten Kreuzstichen fertiggestickt, das nun über den geschnitzten Krippenfiguren hing. »Herr, schütze dieses Haus« sprachen die zierlichen Lettern beständig in die heimelige Küche hinein.

Mit ihrem dicken Bauch hatte Marie nicht mehr auf die Bank steigen wollen. Toni hatte das Tuch für sie an der Wand befestigt,



mit einem Bein auf dem Tisch und dem anderen auf der schmalen Oberkante der hölzernen Wandbank balancierend. Danach hatte er frische Tannenzweige hingesteckt, während sie von unten, an den Küchenschrank gelehnt, lachend zusah, die Arme über dem hohen Leib verschränkt.

Das Kind trat zu, fest und ungestüm. Marie legte beide Hände auf den Bauch und spürte, ja hörte mit jähem Erschrecken den knackenden Laut, als ihre Fruchtblase platzte. Schon rann ihr das Wasser aus dem Leib. Instinktiv kniff sie die Oberschenkel und den Unterleib zusammen, dennoch schoss die warme Flüssigkeit aus ihrem Schoß, feuchtklebrig die Beine entlang, durchnässte ihre Wäsche und die wollenen Strümpfe. Eine Wasserlache entstand auf dem Fußboden, glänzte schwach im Licht des Herdfeuers und breitete sich fließend aus.

Sie wusste genug über das Gebären, war sie doch mit Kühen, Ziegen und Schafen aufgewachsen, nur darum blieben ihre Gedanken klar.

Bei den Menschen wird es wohl nicht viel anders ablaufen, dachte sie mit grimmigem Humor und verschluckte für einen Augenblick ihre Angst. Sie riss das grobe Handtuch vom Trockengitter über dem Herd und warf es auf die Pfütze. Es sog

sich sofort voll und färbte die raue graue Baumwolle dunkel. Dann zog sie das Schürzenband auf, riss die Schürze weg und knüllte sie zusammen. Zielte mit dem Ballen aus glänzendem Stoff auf die Küchenanrichte, wo er mit herunterhängenden Bändern liegenblieb. Sie raffte ihren Rock und zog mit der Linken die klamme Unterwäsche herunter, streifte sie mit dem Bein vollends ab und wollte sie ebenfalls zur Seite werfen. Die nächste Wehe holte sie mitten in der Bewegung ein. Der Schmerz überrollte sie, und ihr entfuhr ein langer, klagender Schrei. Hilflos überließ sich Marie dem unaufhaltsam drängenden Druck in ihrem Unterleib. Ging wieder zu Boden und lag keuchend auf den harten Dielen auf dem Handtuch, das ihren Rock durchfeuchtete, die nasse, lange Unterhose noch am Fußknöchel. Angespannt und gekrümmt wie ein Bogen wartete sie auf das Ende der Wehe.

Irgendwann ebte die Welle aus Schmerz und Druck ab und Marie zog endlich die nutzlose Unterwäsche von ihrem Knöchel und warf sie nach oben, über die steinerne Kante in den Waschtisch hinein.

Wie unwürdig, sie schüttelte den Kopf, zum Glück sieht der Toni nicht, wie ich mich hier auf dem Fußboden winde wie ein Wurm.



Sie war dankbar, dass er nicht hier war und sie so sah, entblößt und kaum Herr ihrer Sinne, wimmernd und kraftlos. Wieder griff sie nach dem eisernen Handlauf des Herdes und zog sich in eine kniende Haltung hinauf. Sie wusste instinktiv, dass es das Kind so leichter haben und ihr die Schwerkraft zur Hilfe kommen würde.

Für die nächsten Stunden blieb der eiserne Handlauf in Mariens begrenztem Blickfeld die einzige Größe, die ihr von Schmerz verschleiertes Bewusstsein wahrnahm. Er stellte eine feste Verbindung in die Wirklichkeit der stillen Küche dar, die nur vom Knistern der Holzscheite und ihrem Stöhnen, ihren immer weiter in die Höhe steigenden und atemloseren Schreien erfüllt wurde. Die Hände um den Lauf gekrampft und die Stirn hin gepresst, kämpfte sie sich durch die Wehen. Dazwischen ruhte sie aus, schöpfte Atem und neue Kraft.

Nun wünschte sie doch, der Toni oder die Base wären an ihrer Seite, um sie zu stützen, zu halten und ihr Mut zuzusprechen.

Dann kamen die Presswehen und immer noch kniend, mit eisernem Griff an den Herd geklammert, stieß Marie Verwünschungen aus, bettelte und wimmerte, fluchte wie ein Bierkutscher und kannte sich selbst nicht mehr. Sie verlor sich in einem wirren Traum aus Schmerz, Geburtsblut, Erinnerungen und

Erschöpfung, angetrieben von einer sich erneuernden Energie, wenn die nächste Wehe sie überflutete und letzte Kraft aus ihrem Körper herauspresste.

Mit heiserer Stimme flehte sie Barbara herbei, die doch immer wusste, was zu tun war. In einem Aufflackern von Bewusstsein griff sie mit der Hand zwischen ihre weit gespreizten, krampfhaft zitternden Beine an ihre Scham und spürte das weiche Köpfchen des Kindes, schon halb aus ihr heraus.

»Toni«, Marie schluchzte auf, »verflucht, Toni, wo bist du! Das Kind kommt! Wo bist du?«

Sie hielt die Hand schützend um das Köpfchen gelegt und nach einem letzten, kräftezehrend langen Pressen, einem letzten, nicht enden wollenden gutturalen und heiseren Schrei rutschte der kleine Körper aus ihr heraus; ein letztes Treten der Beinchen nach oben in ihren Bauch, während das Kind schon auf das durchnässte Handtuch unter ihr glitt.

Immer noch hing sie am Griff des Herdes, schluchzte stoßweise und rang nach Luft, zu Tode erschöpft. Endlich löste sie ihre weißen, verkrampten Finger von der Herdstange. Kraftlos ließ Marie sich zu Boden fallen und rollte sich schützend um den kleinen, reglosen Körper. Sank für einen Moment in tiefe Bewusstlosigkeit.



Eine fast unmerklich flatternde Bewegung holte sie zurück. Das Kind bewegte sich zaghaft und gab einen wimmernden Laut von sich. Maunzend wie ein Kätzchen stieß es die Ärmchen gegen sie. Marie öffnete müde die Augen und betrachtete es voll Staunen, mit schweren Gliedern und unfähig zu jeder Bewegung; sah zu, wie sich der kleine Brustkorb mit den Atemzügen hob und senkte, sich der schmale Körper langsam von dunkelviolett zu einem zarten Rosa färbte und der winzige Rosenmund sich zu einem lauten, lebensbejahenden Schrei öffnete.

»Willkommen, mein Kleines«, flüsterte Marie unter Tränen und küsste die zarte, klebrige Stirn, »wir haben es geschafft, wir beide.« Sie zog das Kind auf ihren Bauch, an ihre Brüste und umfasste es mit einem Arm, spürte, wie das kleine Herz schnell und stark an ihrem pochte.

Eine stürmische Welle des Glücks erfasste Marie und sie lachte laut auf. Sie warf den Kopf zurück, stieß einen kieksenden Schrei aus, lachte und weinte zugleich und rief mit immer noch heiserer Stimme triumphierend: »Oh süßer Jesus, wir haben es geschafft!«

Mit neu erwachter Energie griff sie über die Schulter, holte ihren dunkelbraunen Zopf nach vorn, löste das Bündel, das ihn zusammenhielt und angelte nach der Schere. Sie schnitt das

dunkelrote Band, einen Restfaden ihrer Stickerei, durch und band mit bebenden Fingern die Nabelschnur vor dem Bauch des Kindes ab. Noch ein Knoten einige Zentimeter weiter. Mit einem unerwarteten, festen Knirschen glitten die Klingen der Schere durch die bläulich graue, leicht pulsende Nabelschnur. Die Schere fiel klirrend zu Boden.

»Jesus Christus!« Marie ließ sich zurückfallen und versuchte, ihren schweren Atem zu beruhigen. Eine letzte Wehe baute sich auf und sie drehte sich ergeben auf den Rücken, das Kind auf dem Bauch. Halbaufgerichtet und mit aufgestützten Armen presste sie mit einem letzten Stöhnen die Nachgeburt heraus. Es war fast einfach im Vergleich zu den vergangenen Stunden.

Minuten, Stunden später – Marie wusste es nicht, nahm sie das Kleine hoch und erhob sich schwerfällig, mit wackeligen Knien und Beinen, die sie kaum tragen wollten. Nackt und blutverschmiert, das Kind im Arm, stand sie in der Küche und fröstelte ein wenig; das Feuer im Ofen war heruntergebrannt. Sie bückte sich vorsichtig, sammelte zwei Scheite vom Fußboden auf und schob sie ins Feuerloch, blies ein wenig hinein, um die Glut erneut anzufachen. Dann nahm sie die Schürze von der Anrichte, warf sie über den bräunlich-roten Klumpen am Fußboden, schob



ihn mit der Fußspitze zu einem runden Häufchen zusammen.

»Durst«, murmelte Marie und schenkte Wasser aus dem Krug ein, trank hastig, mit gierigen Schlucken und goss nach, trank den Becher noch einmal bis zur Neige aus. Du lieber Himmel, sie hatte solchen Durst gehabt! Und sie war so entsetzlich müde! Sie schlug das Wolltuch um die Schultern und wickelte sich und das Kind darin ein, zog die verschmähte Bettdecke und das Kissen dicht vor den Herd, ein Stückchen weg von der Nachgeburt und den nassen Lumpen. Vorsichtig drückte sie ihre Tochter an sich und betrachtete hingerissen das kleine runzelige Gesichtchen: Die hellen Haare, die noch feucht an dem wohlgeformten Kopf klebten. Schrägggeschnittene Augen - umrahmt von einem weißblonden Wimpernkranz - die sie nun klar und ruhig ansahen; das kleine Näschen und sanft gerundete Wangen. Ohrmuscheln, die zart behaart und winzig an ihrem Kopf anlagen wie die Ohren einer Maus. Marie berührte mit den Fingerspitzen die feine Haut. Zärtlich strich sie den kleinen Körper entlang, zählte die makellosen Finger und Zehen, küsste sie und atmete den süßen, warmen Duft ihrer neugeborenen Tochter ein. Sie war wundervoll und vollkommen. Wie hatten sie nur so etwas Schönes zeugen können?

Der kleine Mund suchte ihre Brustwarze, fand sie und schloss sich darum, fest und gierig. Mit einem leicht ziehenden Schmerz in Körper und Herz gab sich Marie dieser neuen Erfahrung hin und genoss das überwältigende Gefühl von Stolz und Glück.

Und dann sah sie, wie das Kind plötzlich die Augen aufriss, und verstand nicht. Es verkrampfte sich, der kleine Körper zuckte und der rosige Mund ließ ihre Brustwarze los, rang nach Atem. Sie sah die gelblichweißen Milchtropfen seitlich aus dem aufgerissenen zahnlosen Mund rinnen und hörte – nein - sie spürte den gurgelnden Schrei, den das Kind ausstieß, mit jeder Faser ihres Körpers. Bevor sie reagieren und irgendetwas tun, das Kind hochreißen oder ihm den Rücken klopfen konnte, schnappte der kleine Mund wieder zu. Nur, um nach dem nächsten Schluck erneut die Augen aufzureißen und tief Luft zu holen. Es keuchte, hustete und versteifte sich. Ein Schauer lief durch den kleinen Leib. Es riss die Arme mit einem Ruck auseinander und würgte. Und dann geschah das Unglaubliche.

Sie traute ihren Augen nicht und doch hatte sie es geahnt. Ein Lächeln verzog den kleinen Mund und breitete sich über dem herzförmigen, noch ein wenig runzeligen Gesichtchen aus. Das Kind saugte sich erneut an ihrer Brust fest und entspannte sich



nun. Trank in schnellen, kurzen Zügen, von kleinen Pausen unterbrochen, in denen es hastig atmete. Es sah sie unverwandt an und bannte ihren Blick, hielt ihren Finger mit einem festen Druck der winzigen Faust umklammert.

Und Marie wusste in diesem Augenblick, mit klarer Gewissheit: »Oh, meine Kleine, du auch ...!«



Mein Vater erreichte das Dorf nicht. Der Weg zog sich in weiten Serpentinien durch den Wald hinunter in den Ort. Das Pferd war alt und der Schnee tief. Als der Schneesturm gegen Morgen aufhörte, sank die Temperatur und es wurde klirrend kalt.

Zwei Tage später räumten sie endlich den Steinbachweg, der zum Julianenhof hinaufführte. Die Männer wurden von einem Schneebruch aufgehalten. Eine hohe Kiefer hatte der schweren Last nachgegeben und lag quer über dem Weg. Vielleicht hatte mein Vater versucht, den umgestürzten Baum unterhalb zu umgehen, und das Fuhrwerk riss ihn mit sich in die Tiefe. Vielleicht traf ihn ein Huf am Kopf. Vielleicht, vielleicht, vielleicht. Niemand konnte nachher sagen, was geschehen war.

Sie fanden zuerst das Fuhrwerk und das tote Pferd. Der Schlitten war halb den steilen, felsigen Abhang hinuntergerutscht



und lag auf der Seite. Die Deichsel war geborsten und verdreht, lange Holzsplitter standen heraus wie die Zahnstocher eines Riesen. Der Braune, das Arbeitspferd, lag tot vor dem Schlitten. Er hatte sich nicht aus dem Geschirr befreien können und seine Beine waren in den Leinen verheddert. Die aufgewühlten Schneeberge um ihn herum zeugten von seinem vergeblichen Kampf, wieder hochzukommen.

Den Vater fanden sie gleich darauf. Er lag einige Meter vom Schlitten entfernt unter einer zentimeterdicken Schneedecke, die ihn in ein kaltes weißes Leinentuch einhüllte. Sein Schädel war auf der linken Seite zertrümmert, das Genick gebrochen. Er musste beim Sturz mit dem Kopf an einen Stein oder einen Baum geprallt sein. Sein Körper lag gefroren da, in einer unnatürlich gekrümmten Haltung, und den Männern grauste es, als sie den steifen Leichnam herauftrugen und auf das Fuhrwerk packten. Die blaugrauen Hände schienen nach ihnen zu greifen und sein starrer Blick aus dem zur Seite gedrehten Gesicht verfolgte sie unablässig.

Der Austätter wollte ihm die Augen zudrücken, doch die eisstarrten Lider blieben beharrlich offen. Und so zog der Hansi Hilfinger sein Sacktuch heraus und legte es ihm übers Gesicht.



*Mein Vater wurde ins Haus meiner Tante Barbara, der Dede,
gebracht.*



KAPITEL ZWEI

Es klopfte an der Tür. Barbara Sittler legte den hölzernen Rührlöffel zur Seite und zog den Topf vom Feuer. Der Sud aus Thymian, Salbei, Spitzwegerich und Minze durfte nicht aufschäumen. Ihr war der Hustensaft ausgegangen. Das halbe Dorf hustete und sie brauchte dringend Nachschub. Erneut klopfte es, dieses Mal laut hämmernd und sie hörte, wie schwere Stiefel den Schnee an der Stufe abschlugen und die Haustür geöffnet wurde. Wer es da wohl so eilig hatte? Wahrscheinlich ein besorgter Vater, ein weiteres krankes Kind.

»Ich komm ja schon, ich komm ja schon ...« Seufzend griff sie nach ihrer Arzttasche und dem wollenen Umschlagtuch und verließ die warme, duftende Küche.



Im breiten Gang des alten Bauernhauses standen zwei Männer nebeneinander. Ihre breitschultrigen, in dicke Lodenjacken gehüllten Körper hoben sich als scharf gezeichnete Scherenschnitte gegen das helle Sonnenlicht ab, das hinter ihnen gleißte. Barbara kniff die Augen ein wenig zusammen, um besser sehen zu können.

Der Austätter und der Hilfinger, und beide sind bleich wie Käse. Die zwei haben schon besser ausgesehen, dachte sie belustigt.

Der Austätter öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Dann sagte er leise: »Barbara.« Er fasste nach ihrem Oberarm. »Barbara. Wir haben den Toni.«

»Was heißt das, ihr habt den Toni?«, gab sie verständnislos zurück. Beide Männer starrten sie an, suchten nach Worten. »Was ist mit dem Toni? Sprich endlich, Jörg!«, herrschte sie den Austätter ungeduldig an.

»Wir haben ihn gefunden, Barbara. Im Wald oben, am Steinbachweg.« Seine Stimme erstarb.

Sie ließ die Tasche zu Boden fallen und schüttelte seine Hand ab. »Was ist mit ihm? Ist er verletzt? Lebt er?«, drängte sie ahnungsvoll und schob sich, als keine Antwort

kam, an den beiden Burschen vorbei zur Tür.

Der Austätter packte sie von hinten am Arm und hielt sie zurück. »Bleib!«, sagte er rau. »Wir bringen ihn dir herein. Schaff Platz, damit wir ihn irgendwo hinlegen können.«

Die beiden jungen Männer traten wieder hinaus ins Tageslicht, um ihre grausige Fracht zu holen. Barbara sah erstarrt zu, wie sie das unförmige Bündel vom Karren hoben. Dann drehte sie sich langsam, wie betäubt um und ging einige Schritte in den Flur hinein. Sie öffnete die Tür zu ihrer Linken zu dem großen, hellen Raum, in dem Marie und Toni immer wohnten, wenn sie im Dorf waren. Er war hübsch eingerichtet. Ein breites eichenes Bett, eine Anrichte mit einem hohen, ovalen Spiegel und der in den Tisch eingelassenen Waschschüssel aus hellem Porzellan, ein durchgesehenes Sofa, bezogen mit grünem Samt, und der riesige Bauernschrank mit den aufgemalten Ranken. Hinter einer schmalen Tür war der Abtritt verborgen. Ein kleiner Eisenofen stand in der Ecke. Die Wände leuchteten frisch gekalkt, und die gleichen grünen Ranken wie auf dem Schrank zogen sich unterhalb der Decke an allen vier Seiten entlang. Es war ein gemütliches Zimmer und Toni und Marie

waren gerne hier. Eisblumen überzogen die doppelt verglasten Fenster.

Sie schauderte. Nein, hier drinnen war es zu kalt. Sie zog energisch die Tür hinter sich zu und öffnete die nächste, direkt daneben, zu ihrem Behandlungsraum.

Dieses Zimmer war etwas größer. Ein riesiger langer Tisch in der Mitte des Raumes beherrschte es. Regale zierten eine Wand, in denen sie ihre vielen Bücher aufbewahrte. Ein deckenhoher, grob gezimmerter Wandschrank enthielt die Medizinen, Tinkturen und Instrumente, die sie für ihre Arbeit benötigte und als Hebamme benutzen durfte. Und einiges mehr verbarg er, was fremde Augen besser nicht sehen sollten.

Sie lebten in einem abgelegenen Tal und einen Arzt gab es im Dorf nicht. Manches Mal war eben schnelle Hilfe vonnöten. Hackte sich ein Forstarbeiter unvorsichtigerweise ins Bein, musste sie schon einmal zu Nadel und Faden greifen oder ein wenig Chloroform verabreichen, um dem Patienten den schlimmsten Schmerz zu ersparen.

Ihr größter Luxus war der mächtige Waschtisch aus Stein neben der Tür, mit einer Wasserpumpe und Abfluss. Ein

Schreibtisch und ein Stuhl davor vervollständigten die Einrichtung.

Der Austätter und der Hilfinger hieften schwer schnaufend ihre Last auf den großen Tisch im Behandlungszimmer und schlugen die steifgefrorene Decke zurück. Knisternd gab der Stoff nach.

Barbara schlug beide Hände vor den Mund, als sie den Leichnam erblickte. »Heilige Mutter Gottes!«, flüsterte sie erstickt.

Der Körper kam langsam ins Rutschen und fiel fast wieder vom Tisch herunter; es war unmöglich, ihn gerade ausgestreckt hinzulegen. Der Hilfinger musste noch einmal zupacken und ihn festhalten. Die Männer drehten den Toten halb auf die Seite, bis er auf einem der gekrümmten Knie liegen blieb. Die beiden Burschen blieben einen Augenblick stehen, bekreuzigten sich und drückten die Hüte vor die Brust.

Barbara zog das Tuch von seinem Gesicht. Tonis tote Augen schauten sie durchdringend an, eine eisige Gänsehaut lief ihr den Rücken hinunter. Sie erschauerte. Es gab keinen Zweifel. Toter konnte man nicht sein.

Der Austätter sagte leise: »Brauchst du uns noch, Barbara?«
»Nein«, erwiderte sie tonlos. »Ich danke euch.«

Die Männer gingen hinaus. Fast geräuschlos zogen sie die Tür hinter sich zu.

Tonis Gesicht war steingrau und belegt von einer Schicht feiner Eiskristalle. Seine Augenbrauen und Wimpern, die blonden Haare, die unter der überfrorenen Wollmütze hervorlugten, steif von weißem Reif überzogen.

Wie ein Winterkönig. Die Tränen kamen und sie konnte sie nicht aufhalten. Sie riss sich mühsam zusammen und wischte den Rotz mit dem Ärmel weg, atmete tief ein und rang um Fassung. Tu deine Pflicht, ermahnte sie sich hart und versuchte, das Entsetzen auszublenden. Der Schock wich langsam der Routine und ihr Gehirn begann wieder zu arbeiten.

Sie umfasste die graue Hand des Toten mit ihren warmen Händen und versuchte vorsichtig, die gekrümmten, eiskalten Finger zu biegen. Sie waren so steinhart durchgefroren, dass sie ihm wahrscheinlich eher einen Finger abbrechen würde. Sie ließ die Hand los. Seine Kleider knirschten, als sie an der Jacke zog und ihm den Schal abnehmen wollte, um die Verletzungen genauer anzusehen. Pudrige Eiskristalle fielen

leise knisternd von seiner Kleidung ab. Barbara drückte kurz und fest auf den Rücken des Toten, um zu sehen, ob der Körper ebenso tief gefroren war wie seine Hände. Es knackte laut in seiner Hüfte und dem aufgestützten Knie. Erschrocken trat sie einen Schritt zurück.

Sie überlegte. Der Rigor Mortis setzte bei Zimmertemperatur ein bis zwei Stunden nach dem Tod ein und war nach etwa zwölf Stunden voll ausgeprägt. Doch wie verhielt es sich, wenn die Kälte der Totenstarre zuvorkam? Sie wusste es nicht. Er hatte mindestens einen ganzen Tag und eine Nacht in der Kälte gelegen ...

Bevor der Gedanke ihr Bewusstsein erreichte, schrie sie schon gellend auf: »Jörg! Hansi! Wartet. Halt - wartet!« Barbara schoss aus der Tür, durch den dämmrigen Gang und riss die Haustür auf.

Die Männer standen rauchend vor dem Fuhrwerk. Erleichtert stieß sie den Atem aus und rannte schlitternd den schmalen, eisglatten Weg zu ihnen hinaus. Die beiden Burschen drehten sich zu ihr um.

»Ist der Weg hinauf frei?«, rief sie und hörte selbst den schrillen Klang in ihrer Stimme. »Der Toni muss einen

triftigen Grund gehabt haben, dass er bei dem Wetter raus ist. Er hat mindestens einen Tag und eine Nacht im Schnee gelegen, bis ihr ihn gefunden habt. Vermutlich noch länger. Die Marie ist schwanger. Vielleicht kommt das Kind! Oder sie ist krank geworden und braucht Hilfe da oben! Könnt ihr mich zum Berghof hinaufbringen?«

Die beiden schauten sich an, der Austätter zuckte die Achseln und ließ den schwach glühenden Zigarettenstummel in den Schnee fallen. Mit dem Absatz seines Stiefels trat er nach.

Der schüchterne Hilfinger Hansi, der sich beim Denken meist viel Zeit ließ, überlegte laut und sprach schleppend: »Wir haben dem Obmann Bescheid gesagt, bevor wir zu dir gekommen sind. Er wollte die Forstleute losschicken, um den Baum von der Straße zu schaffen und den Schlitten zu bergen.« Er wischte sich mit der behandschuhten Faust über die laufende Nase. »Wenn der Baum fortgeräumt ist, sind wir mit dem Pferdefuhrwerk schnell oben. Wenn nicht, dann wird's schwierig.«

Der Schlitten. Langsam wurde ihr klar, was geschehen sein musste. Etwas Schlimmes war da oben passiert. Die

Marie brauchte Hilfe. Sie saß seit mindestens zwei Tagen mutterseelenalleine auf dem Julianenhof fest. Seit zwei Tagen! Oh, Grundgütiger, wie sollte sie ihr nur beibringen, dass der Toni tot und starr wie ein Eiszapfen auf ihrem Tisch lag? Sie schaute den Hansi bittend an.

»Ich kann momentan nichts für den Toni tun. Er ist zu sehr gefroren. Die Totenwäsche wird warten müssen. Ich hole nur schnell meine Sachen.« Sie drehte auf dem Absatz um und rannte ins Haus zurück, um ihre Tasche zu holen. Es gab noch eine Aufgabe zu erledigen, dann würde sie wissen, was geschehen war.

Barbara betrat den Raum mit eiligen Schritten. Sie nahm schnell ein wenig Anfeuerholz aus dem Korb und öffnete die untere Ofentür, schichtete mit fliegenden Fingern Kienespäne hinein. Riss ein Zündhölzchen an, legte es in die trockenen Späne und wartete einen kurzen Moment, bis sie qualmend Feuer fingen. Dann öffnete sie das obere Türchen, damit das Feuer atmen konnte. Als das Häufchen prasselte, schob sie zuerst kleinere Holzscheite nach, dann drei große. Das sollte ausreichen, um den Raum etwas zu erwärmen, bis sie wiederkam, um ihre traurige Arbeit zu verrichten. Sie



schloss die beiden Ofentürchen, hastete zum Tisch und betrachtete mit wehem Herzen das steinern graue Gesicht vor ihr.

Sie tat nicht gern, was sie jetzt tun musste. Barbara setzte ihre Fähigkeit nur ungern ein, denn ihr wurde sterbensschlecht davon. Doch sie musste wissen, was geschehen war und was sie auf dem Berg erwartete. Mit spitzen Fingern berührte sie eine der blutverklebten Haarsträhnen und zog vorsichtig ein gefrorenes Blutklümpchen ab. Es schmolz auf ihrer warmen Fingerkuppe zu einem winzigen roten Tropfen. Widerstrebend leckte sie das Blut von ihrer Fingerspitze und erwartete die Bilder, die sie überfluteten. In schneller Folge, schemenhaft und unscharf, sah sie die Marie auf allen vieren in der Küche knien. Sah den Mann, der das Pferd am Halfter führte, sah das Hindernis, das dunkel vor ihm aufragte, das steigende Pferd, den stürzenden Schlitten, der ihn mitriss und fühlte den Schmerz, der sein Bewusstsein auslöschte.

Sie ächzte auf, schüttelte die Vision ab und zog gewaltsam den inneren Schutzwall hoch, der sie vor weiteren Eindrücken abschirmte. Genug! Sie wollte nicht mehr sehen.

Barbara schluckte die aufsteigende Übelkeit hinunter, griff schauernd nach ihrem wollenen Tuch, schlug es eng um sich und eilte nach draußen.

Der Pferdeschlitten kroch langsam durch die Schneewehen den Steinbachweg hinauf. Auf halber Höhe erreichten sie die Forstarbeiter, die den sperrigen Baumstamm bereits zersägt hatten, und hielten an. Die klare Winterluft roch nach Schnee, frischem Kiefernholz und duftendem Harz.

Barbara vermied es, den zerwühlten Abhang anzuschauen. Während die Männer einige Worte miteinander wechselten, ging sie hektisch den Inhalt ihrer Tasche durch. Sie hatte Schafgarbe und Arnika dabei, krampflösenden Thymian, Frauenmantel und Hirtentäschel, um Blutungen der Gebärmutter zu stillen. Hoffentlich genügend Schafwolle, Kompressen und Mull. Sterile Nadeln, ein kleines Fläschchen Chloroform, etwas Nahtmaterial und zwei kostbare Ampullen Penicillin. Sie betete, dass es genügen möge.

Es ging weiter. Der Pferdeschlitten kam vor dem kleinen, zweigeschossigen Bauernhaus zum Stehen; der Atem der beiden Tiere stand in weißen Wölkchen in der kalten

Winterluft. Der Austätter warf ihnen eine grobe Decke über den dampfenden Rücken.

Barbara sprang herunter. Sie stapfte durch den kniehohen Schnee die letzten Meter bis zur Haustür des Julianenhofs und hob die Hand, um anzuklopfen. Die Holztür ging auf, bevor ihre Fingerknöchel das Holz berührten. Vor ihr stand Marie, hoch aufgerichtet, das Kind im Arm. Die beiden Frauen sahen sich stumm an.

»Marie.« Nur den Namen brachte Barbara heraus, bevor der dicke Kloß in ihrem Hals alle weiteren Worte erstickte.

Sie ließ den Kopf sinken. Barbara trat einen Schritt auf Marie zu. Die beiden Frauen umklammerten sich haltsuchend.

Das Kind zwischen ihnen wimmerte. Der Laut riss sie aus ihrer Umarmung und Barbara trat ein wenig zurück. »Geht es dir gut, Base?«, fragte sie liebevoll und streckte die Hand aus, um das Kind zu berühren.

»Wo ist der Toni?«, gab Marie herb zurück und rückte das Baby in ihrem Arm zurecht. Ihre dunklen Augen bohrten sich in Barbaras grüne und hielten sie unerbittlich fest. Ihre freie Hand schoss vor und krallte sich schmerzhaft in Barbaras Oberarm. »Wo. Ist. Der. Toni?« Jedes Wort stand

eisig in der Luft und zwischen ihnen, wie fallende Axthiebe.

Barbara zuckte darunter zusammen und rang nach Worten. Sie krümmte sich innerlich und wusste nicht, wie sie es ausdrücken sollte. »Marie, der Toni ...« Sie verstummte.

Marie drehte sich von ihr weg und flüsterte leise: »Es ist ihm was zugestoßen, ja? Sag's einfach.«

Barbara brach das Herz. Die unterdrückten Tränen ließen sich nicht mehr aufhalten. Sie wischte mit dem Ärmel über die Augen. »Der Toni ist tot«, gab sie erstickt von sich. Verfluchte sich im gleichen Augenblick, weil sie es nicht schonender hatte ausdrücken können. Nun schluckte sie schwer und brachte dann endlich heraus: »Er hatte einen Unfall mit dem Schlitten. Auf dem Steinbachweg. Die Burschen haben ihn in den Haindlhof gebracht. Ihr müsst mit mir ins Dorf herunterkommen.«

Maries aufrechte Gestalt gab ein wenig nach. Sie beugte sich unter dem Schlag der Nachricht, die sie schon geahnt hatte und umklammerte das Kind ein wenig fester. »Ja«, gab sie tonlos zurück. Ein Augenblick voll schwerer Stille. Dann drehte sie sich zu Barbara herum. Ihre Augen brannten, voll Tränen und unausgesprochener Not. »Barbi«, schluchzte sie



hart auf, »Barbi, sie ist wie du und Mutter!«

Barbara starrte Marie an und spürte, wie der Klumpen in ihrem Bauch zu kaltem Eis gerann.

Der Ruf des Austätters holte die beiden Frauen aus ihrer Erstarrung. »Brauchst du Hilfe, Barbara? Wir müssen zurück!«

Sie schüttelte ihr hilfloses Entsetzen ab und trat vollends ins Haus. »Kannst du gehen? Bist du in Ordnung, Marie?« Sie legte der Ziehschwester den Arm um und schob sie zum Tisch. »Setz dich, ich hole deine Stiefel. Geht es der Kleinen gut?«

Marie nickte nur. Barbara ließ den Blick durch die Küche gleiten, registrierte das Federbett vor dem Herd und in der Ecke, daneben den Blecheimer mit den verschmutzten Lumpen darin. Sie griff sich den Eimer und sah kurz hinein. Dann trug sie ihn hinaus, legte ein Holzbrett darüber und keilte ihn unter die Sitzbank vor dem Küchenfenster fest. Darum würde sie sich morgen kümmern. Sie eilte zurück in die Küche, nahm den Korb auf und inspizierte ihn. »Den nehmen wir mit. Brauchst du sonst noch etwas?«

Marie schüttelte stumm den Kopf. Barbara holte die Stiefel aus der Ecke und kniete sich vor Marie, schob ihre Füße hinein. »Wo ist deine Joppe?«

Marie antwortete nicht. Barbara erhob sich und ging zum Herd, öffnete die Ofentür und schaute hinein. Das Feuer würde ausbrennen. Sie schloss sorgfältig die Herdtür und schob den Wasserkessel zur Seite. Das würde genügen; alles andere hatte Zeit. Sie nahm die grobgewebte Decke von der Bank und zog Marie hoch, legte ihr die Decke um und wickelte sie und das Kind fest darin ein.

»Komm! Wir gehen nach Hause.« Dann schob Barbara ihre Base hinaus in die Kälte, nahm den Schlüssel vom Brett und versperrte die Holztür.

Wärme und Kräuterduft umfingen sie, als sie aus dem kalten Gang in die Stube des Haindlhofs traten. Sie hatten nichts miteinander geredet. Trauer hing zwischen ihnen wie ein lähmender schwarzer Schatten.

»Ich will den Toni sehen«, sagte Marie tonlos. Mehr sprach sie nicht.

»Später, Liebes, erst will ich nach euch beiden schauen«,

erwiderte Barbara bestimmt. Sie schob Marie einen Stuhl hin und drückte sie darauf, warf Tasche und Tuch neben sie auf die hölzerne Ofenbank. Nachdem Barbara überzeugt war, dass Marie die Geburt gut überstanden hatte und das Kind augenscheinlich ebenfalls gesund war, zwang sie die Base, ein paar Löffel Suppe zu essen.

Doch Marie brachte kaum einen Bissen herunter. Sie saß reglos auf der hölzernen Bank, an den warmen Kachelofen gedrückt und hielt das Kind fest an sich gepresst. Ihr war kalt bis ins Mark. »Ich will den Toni sehen!«, wiederholte sie.

Barbara verdrängte das Bild ihres Schwagers, der mit zerschmettertem Kopf und verzerrten Gliedmaßen im Nebenzimmer lag. Streng hielt sie sich an, einen klaren Kopf zu bewahren. »Ja, Liebes, später. Zuerst musst du dich ausruhen.« Sie ging in die Küche hinüber, trat an den Herd und legte Holz nach. Dann setzte sie einen Sud aus Fenchelsamen, Anis, Kümmel und Brennnesselblättern an, gab noch ein wenig Bockshornklee hinein. Er würde helfen, die Muttermilch anzuregen. Wenn Marie schon nichts aß, so sollte wenigstens das Kleine nicht hungern. Nach einigem Überlegen gab sie dem Tee ein wenig Johanniskraut und

Melisse bei. Es würde dem Kind nicht schaden und vielleicht konnte Marie ein wenig Schlaf finden. Sie goss den heißen Tee in eine große Henkeltasse und stellte sie vor ihr auf dem Tisch ab. »Trink!«, befahl sie und setzte sich. »Und jetzt sag. Wie hast du es bemerkt?«

»Ich will den Toni sehen«, gab Marie stur zurück. Eine Träne rann ihr aus dem Augenwinkel über die Wange und tropfte auf das flaumige Köpfchen des Kindes.

Barbara seufzte auf. »Also gut. Wart einen Moment, ja?« Sie erhob sich und strich die Schürze glatt. »Ich bin gleich wieder bei dir.«

Während sie den kalten Gang durchquerte und ihr Behandlungszimmer betrat, überlegte sie fieberhaft, was sie tun sollte. Der Toni war furchtbar zugerichtet und Marie sollte ihn nicht so in Erinnerung behalten. Sie trat an den Tisch und betrachtete im letzten Licht der schräg hereinfallenden Nachmittagssonne den Leichnam ihres Schwagers. Er lag genauso gekrümmt da, auf ein Knie gestützt, wie sie ihn hingelegt hatten. Das Eis war geschmolzen, doch die Farbe seiner Hände und seines Gesichts war noch ebenso steingrau und wächsern wie heut früh. Die

Augen starrten blicklos, fast ein wenig überrascht. Sie ging zum Schrank und öffnete ihn, auf der Suche nach der wollenen Decke. Ein schwacher Luftzug streifte kühl ihren Nacken und sie drehte sich um.

Marie stand vor dem Tisch. Schneeweiß im Gesicht, ohne eine Träne, ohne einen Laut. Sie streckte die Hand aus und berührte vorsichtig seinen Rücken, zog sie wieder zurück und ließ sie fallen. Barbara trat einen Schritt auf sie zu, um sie aufzuhalten, sie zu bitten, wieder in die Stube zurückzukehren. Doch Marie hob erneut die Hand, schoss ihr einen fast feindseligen Blick zu, und Barbara schreckte vor der Kälte in ihren Augen zurück.

»Lass mich«, sagte sie rau. »Er ist mein Mann. Ich habe ein Recht, ihn zu sehen.«

Barbara ließ die Schultern sinken und gab nach, begriff, dass sie nichts mehr tun konnte, um ihrer Base diesen Augenblick zu ersparen. Sie ließ die Decke im Kasten liegen und wandte sich zur Tür. Im Vorbeigehen berührte sie sacht Maries Arm. »Ich bin drüben, wenn du mich brauchst.« Dann verließ sie den Raum.

Marie trat zum Kopfende des Tisches und sah Tonis

zerschlagenen Kopf, die tiefe hässliche Wunde und schaute in seine toten Augen. Es war so bitter.

Sie heulte innerlich auf. »Oh Gott, lieber Gott, Herr Jesu und alle ihr Heiligen - warum?«, schrie sie lautlos. Hunderte, tausende Frauen bekamen ihre Kinder allein. Warum hatte sie ihn gedrängt, die Barbara zu holen? Weshalb nur hatte sie darauf bestanden, dass er bei dem schlimmen Wetter ins Dorf fuhr? Das Kind war trotzdem gekommen und alles war gut gegangen. Sein Gang war umsonst gewesen - sie hatte ihn in den Tod geschickt. Der Gedanke quälte Marie, seit sie die Hiobsnachricht erhalten hatte. Ihre Tochter würde ohne Vater aufwachsen. Und sie selbst hatte ihren besten Freund, ihren Beschützer, ihren Liebsten verloren. Den einzigen Menschen, der hinter ihre raue Schale geblickt und die Glut dahinter gesehen hatte. Der Toni hatte erkannt und geliebt, wer und wie sie war. Er war der derjenige, der ihren harten innersten Kern berührt und ihn zum Schmelzen gebracht hatte. Sie konnte nicht begreifen, dass sein Lachen mit ihm gestorben war. Sein warmer, vertrauter Körper, der sich in der Nacht an sie schmiegte, nun tot. Seine großen, sanften Hände, die ihr widerspenstiges braunes Haar glätteten,



versonnen und träge die Wellen ihres langen Zopfes mit den Fingern durchkämmten und durch ihre Locken strichen, jetzt steif und kalt. Sie konnte nicht glauben, dass sie ihm nie mehr dabei zusehen würde, wie er Hobelspäne von den Brettern strich, über das Holz blies und stolz mit der Hand über die samtene Fläche glitt.

Marie beugte sich über Toni und küsste seine eisblauen Lippen. Hoffte auf Leben, Wärme und fand doch nur Kälte - Tod und Verlust. Ein nie gekannter Schmerz und unaussprechlicher Zorn wallten in ihr auf. Brennende Wut kochte in ihr hoch.

Verdammt, Toni, warum hast du mich alleine zurückgelassen?

Sie stand über ihn gebeugt, gekrümmt und zitternd. Wie ein sterbendes Tier stöhnte sie auf, in dumpfen Lauten, die aus keiner menschlichen Kehle zu kommen schienen. Lange Minuten stand sie so. Hart schluchzend. Halb auf dem reglosen Körper liegend, ächzte sie ihren Schmerz heraus, versuchte, ein Stück von ihm zu erhaschen, ihn zu sich zurückzuholen. Das Medaillon rutschte aus ihrem Kleid und streifte seinen Körper. Sie umfasste es hart mit der Linken

und riss daran. Mit einem knackenden Laut sprang die feine Silberkette entzwei. Marie richtete sich auf und ließ das Medaillon auf ihn herabfallen.

In dem Moment des Abschiednehmens verlor sie ihren Glauben und zischte: »Heiliger Leonhard, ich verfluche dich! Wo warst du, als er dich gebraucht hat!« Zornig wischte sie die Tränen ab. Ihre Zähne knirschten, als Marie sie aufeinanderbiss, um die Säure aus Wut und Pein hinunterzuschlucken.

Innerlich zu Stein geworden, verließ sie mit hoch erhobenem Kopf und aufgerichtetem Rücken die Totenkammer.

Barbara erwartete sie, sah sie forschend und ruhig an.

»Willst du mit mir reden? Magst mir nicht endlich erzählen, was da oben geschehen ist?«

Marie setzte sich schwer auf die Ofenbank und nahm das Baby wieder auf. Sie war noch immer leichenblass und zitterte. Barbara fasste nach ihrer Hand. Eiskalt. Sie fühlte ihren Puls und drückte ihren Fingernagel kurz und fest in das Nagelbett von Mariens Zeigefinger. Die Base ließ es



geschehen, ohne zu zucken. Das Nagelbett färbte sich weiß und es dauerte einige Zeit, bis es wieder durchblutet war.

Sie hat einen Schock, dachte Barbara nüchtern. Kein Wunder nach alledem.

»Komm, Liebes, du gehörs ins Bett! Gibst du mir die Kleine?« Sie nahm ihr das Kind vorsichtig aus dem Arm und zog sie hoch, fasste sie um die Taille und führte sie in die Schlafkammer. Dort legte sie das Kind auf das breite Bett, zwischen die beiden dicken Daunenkissen und drehte sich dann zu der teilnahmslos dastehenden Base um, zog ihr die Schürze ab und nestelte die Bänder ihres Kleides auf. Schlug die Decke zurück und drückte sie im Hemd auf das Bett herunter.

»Leg dich hin, ich bringe dir gleich eine wärmende Bettflasche.«

Marie reagierte nicht. So nahm sie selbst deren blasse Beine hoch und legte sie hin, schob ein dickes Kissen unter ihre Füße und deckte sie fest zu. Sie eilte in die Küche, füllte die verzinkte Bettflasche mit heißem Wasser und packte ein Tuch darum, lief zurück.

»Dir wird gleich warm werden«, tröstete sie die Ziehschwester. »Lass die Kleine noch trinken. Ich bleib bei dir,

bis du eingeschlafen bist.« Sie half ihr, das Kind anzulegen. Es trank gierig und schnell. Barbara sah, wie Mariess Gesichtsfarbe sich etwas normalisierte und das heftige Zittern nachließ. Sie atmete erleichtert auf. Das Stillen und der Körperkontakt halfen wohl, den Schock abzumildern.

Marie lag in dem großen Bett und war in einen erschöpften Schlaf gefallen. Barbara hatte das Baby frisch gewickelt und die Kleine in ihr Körbchen gelegt. Es war erstaunlich. Sie hatte noch nie so ein Neugeborenes gesehen. Es schien wohlauf zu sein. Doch es greinte nicht, schrie nicht und sah sie beharrlich aus klaren Augen an. Auf eine seltsame Art Weise und wissend. Zu wissend für ein Neugeborenes. Barbara spürte eine eigenartig vertraute Verbindung zu Mariess Tochter. Für einen Moment war sie versucht, ihr den Finger an die Lippen zu legen, um zu sehen, was geschah.

Fast im selben Augenblick schrillte der warnende Leitsatz in ihr auf, den sie früh gelernt und tief verinnerlicht hatte: Übertritt nie aus Eigennutz die Grenze zur Seele eines anderen Menschen!

Also beherrschte sie sich und berührte nur die rosige Handfläche. Die winzige Faust schloss sich um ihren Zeige-



finger und hielt ihn fest. Geduldig wartete Barbara ab, bis sich der kleine Körper entspannte und die blonden Wimpern über den hellen Augen zufließen. Dann zog sie vorsichtig ihren Finger aus der rundlichen Babyhand. Nach einem letzten Blick auf die beiden Schlafenden drückte sie die Tür leise hinter sich zu und ging entschlossen nach nebenan. Es wartete noch eine Aufgabe auf sie.

Die Totenwäsche.

Der Leichnam war einigermaßen aufgetaut. Nun schnitt sie ihm die Kleider vom Leib und brachte seinen Körper in eine menschliche Haltung. Die Totenstarre hatte bereits eingesetzt und sie arbeitete schwer, bis seine Glieder gerade beieinanderlagen. Sie drückte den mit lauwarmem Wasser vollgesogenen Schwamm so oft über seinen hellen Haaren aus, bis endlich weder blutiges Wasser noch Knochensplitter mehr herausrannen. Schüssel um Schüssel schüttete sie in den Steinausguss. Kupfriger Blutgeruch füllte den Raum.

Vorsichtig trocknete sie Tonis geschundenen Kopf und kämmte die feuchten hellblonden Haare über die hässliche Kopfwunde. Sie wusch seinen schlanken Körper, rieb ihn

mit duftendem Ringelblumenöl ein und zog ihm frische Wäsche an. Darüber ein weißes Hemd mit bestickter Borte und seinen Hochzeitsanzug aus gewalktem dunklen Lodestoff, den sie aus Marias Kleiderkasten geholt hatte. Legte seine weißen Hände übereinander und schob ihren eigenen Rosenkranz dazwischen, schloss ihm zuletzt endlich die Lider über den starrenden grauen Augen.

Als Barbara fertig war, setzte sie sich vor den Tisch und legte ihren Kopf neben den seinen. Sie küsste ihn auf die kalte Wange und fuhr mit dem Zeigefinger zart über seinen geraden, schmalen Nasenrücken, über den hohen Bogen seiner Augenbraue und über die feine Rundung seines Ohrs.

»Du hast eine Tochter, Anton Hohleitner – eine wunderschöne und gesunde Tochter. Sie hat deine blonden Haare, deine hellen Augen und ich find, sie sieht dir ähnlich. Und sie hat die Gabe. Ich werde gut auf sie achten, das verspreche ich dir! Bei meinem Leben«, flüsterte sie ihm ins Ohr. Sie erhob sich müde und schlug das Kreuz über ihm. Dann legte sie ein frisches sauberes Tuch über sein geschundenes Gesicht und den zerschlagenen Kopf. Anschließend nahm sie ein gestärktes Leintuch aus dem Schrank, schüttelte es

aus, bedeckte ihn damit und zog es über ihm glatt. Endlich zündete sie rechts und links zu seinem toten Körper eine dicke, weiße Talgkerze an. Flackernd verströmten die Flammen ihr warmes Licht und warfen sanfte Schatten. Barbara zog sich einen Stuhl neben den Tisch, ließ sich schwer darauf nieder und richtete sich auf die lange Nacht der Totenwache ein.



Mein Vater, Anton Hohleitner, wurde am übernächsten Tag zur letzten Ruhe gebettet. Das ganze Dorf nahm Anteil. Die kleine Dorfkirche füllte sich bis auf den letzten Platz, die Männer stoisch schauend auf der einen Seite, die Frauen in ihre Taschentücher schluchzend, auf der anderen. Die Mutter, mit mir im Arm und meine Tante Dede saßen alleine in der vordersten Bank. Der Pfarrer war aus Radstadt gekommen; wir hatten zu der Zeit keinen eigenen im Dorf.

Das Musikkorps spielte auf. Der Vater war Tischler gewesen, hatte für die Dörfler Schränke gezimmert, Küchen und Stuben ausgebaut und im Musikverein die Klarinette gespielt. Er war ein geachteter Mann gewesen, gesellig und



fröhlich, und alle hatten ihn gern gemocht. Meine Eltern kannten sich seit ihren Kindertagen und jedermann wusste, dass sie zusammengehörten. An Mutters dreiundzwanzigstem Geburtstag heirateten die beiden. Sie zogen zu meiner Tante Dede ins Haindlgut; der Vater richtete sich in der Scheune eine Werkstatt ein, denn Platz gab es dort mehr als genug.

Doch meine Mutter liebte den Julianenhof und verbrachte die Sommermonate und jede freie Minute dort oben. Sie erbte die Hochalm, den Julianenhof, von ihrem Vater. Der alte Hallner war zu seiner Zeit ein vermögender Mann gewesen. Ihm gehörte ein großes Anwesen im Dorf, das Haindlgut; ein zweigeschossiges, geräumiges Bauernhaus und ein großer Stall voller samtbrauner Milchkühe, fetten Schweinen und Federvieh, dazu ergiebige Wiesen und Wald, bis hinauf zum Oberhof. Das Haus auf der Alm baute er für seine Frau Juliane. Dort oben über dem Dorf, auf dem Hochplateau, schuf er ihr ein Refugium. Eine abgelegene Heimstatt, in der sie ganz für sich sein konnte. Man munkelte, dass die Juli besonders war, anders als die anderen. Sie war am liebsten für sich allein, mied die Menschen und



fühlte sich am glücklichsten, wenn sie auf der Alm sein konnte. Großmutter Juli starb kurz nach der Geburt meiner Mutter Marie, ihres ersten und einzigen Kindes, am Kindbettfieber. Hannes Hallners Seele starb an diesem Tag ebenfalls. Er verwand diesen Schlag nie und gab die kleine Marie als Ziehkind zur Schwester seiner Frau, meiner Großtante Hannah Sittler. Seinen Schmerz ertränkte er im Branntwein. Nach und nach veräußerte er zuerst das Vieh, dann den Wald und die Wiesen an seine Gläubiger. Der Julianenhof blieb ihm; er lag abgelegen und keiner wollte ihn haben. Der Aufwand, ihn gewinnbringend zu bewirtschaften, war zu groß. Er war Mutters einziges Erbe. Vom großen Anwesen des Haindlhofs blieb lediglich das Haus. Bevor er auch das verlor, zahlte ihn sein Schwager, der Florian Sittler, aus. Hannes erhielt Leberecht. Mein Großvater starb an einem Schlaganfall, unverhofft und schnell, mit sechsundfünfzig Jahren.

Die Barbara bekam das Haus von ihrem Vater überschrieben und die Alm fiel an meine Mutter. Die Dede war grad achtzehn, meine Mutter sechzehn Jahre alt. Der Großvater und sie hatten kein besonders enges Verhältnis

gehabt, obwohl die Höfe im Dorf nicht weit auseinander lagen. Marie erinnerte ihn zu sehr an seine Juli.

Er blieb ihr fremd und sie vermisste ihn nicht. Ihre wahren Eltern waren Hannah und Florian Sittler, die sie wie ein eigenes Kind annahmen und ihr sehr zugetan waren.

Barbara und Marie wuchsen zusammen auf. Barbara nahm die kleine mutterlose Marie wie eine Schwester an. Sie waren verschieden - wie Zirbe und Kiefer. Die eine neugierig und quirlig; eine rundliche und rothaarige Besserwisserin, die sich nie mit einer Antwort zufrieden gab, immerfort alles hinterfragte und jedes kranke Tier geduldig gesundpflgte. Die andere besonnen und beherrscht, eine hochgewachsene dunkle Schönheit mit langem dunkelbraunem Haar, das sich widerspenstig aus den Zöpfen sträubte, strengen Gesichtszügen und nur selten lächelnd. Fast schroff, verschlossen und trotzdem – auf ihre stille, unaufdringliche Weise ebenso liebenswert. Barbara, strahlend leuchtend und sonnig, auf die Menschen zugehend. Marie ein dunkler Stern; herb, erdig und still, sich selbst genug.

Sie ergänzten sich wie Sonne und Mond und mochten



nicht ohne einander sein. Waren inniger verbunden, als leibliche Schwestern es je sein konnten und vertrauten einander.

Marie verliebte sich schon als kleines Mädchen in meinen Vater Toni, während der wenigen Jahre in der kleinen Dorfschule. Er verstand ihr stilles Wesen, schützte sie vor den Hänseleien der anderen Kinder und verteidigte sie, wenn die Kinder sie piesackten und ihr höhnisch ›Säuferkind‹ hinterherriefen. Er haute manch einem Raufbold deshalb eine blutige Nase. Marie war sein Engel, seine große und einzige Liebe, und er ihr Beschützer.

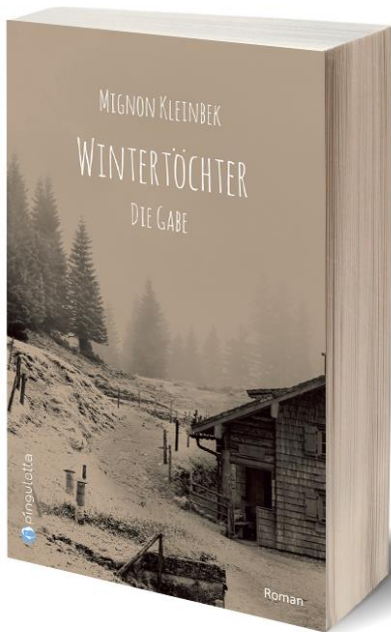
Barbara blieb allein. Sie verliebte sich einige Male, doch sie war nie willens, sich einem Mann unterzuordnen. Ihre Berufung hatte sie früh erkannt und darum war sie nicht bereit, ein einfaches Leben als Bauernfrau zu führen. Ein Ehemann hätte ihr zu dieser Zeit niemals gestattet, so zu leben, wie sie es sich vorstellte. Ihre Eltern, Hannah und Florian Sittler, hatten keine weiteren Kinder und ließen sie gewähren. Meine Großtante brachte ihr alles bei, was sie über Heilkräuter und Pflanzen wusste. Der Onkel war sehr stolz auf seine wissbegierige Tochter. So oft er aus Salzburg

von seinen Geschäften zurückkam, brachte er ein weiteres Buch für sie mit, damit sie ihren Wissensdurst stillen konnte.

Als Barbara fünfzehn Jahre alt war, schickte er sie nach Linz zu den Ordensschwestern der Franziskanerinnen. Bei ihnen erlernte sie den Beruf der Hebamme und Krankenschwester. Drei Jahre später kam sie nach Forstau zurück und richtete sich im leer stehenden Haindlhof ein. Über ihre Besonderheit wurde nicht gesprochen. Nur die Familie wusste Bescheid. Und Barbara selbst sprach auch nicht darüber.



Wenn Sie weiterlesen wollen ...



Band 1 der Forstau-Saga: Die Forstau – ein kleines, verborgenes Bergdorf am Fuße der österreichischen Tauern. Drei Frauen – Barbara, die selbstbewusste Hebamme. Ihre schwermütige Ziehschwester Marie und Anna, das Kind mit der besonderen Gabe, die sowohl Geschenk als auch Fluch bedeutet.

Sie stellen sich dem harten Leben in den Bergen sowie gegen altergebrachte Traditionen in einer männerdominierten Welt. Als Roman in Mariens Leben tritt, scheint sich alles zum Guten zu wenden. Doch die Verbindung bringt weder Marie noch ihrer Tochter Glück ...

Wintertöchter. Die Gabe

Mignon Kleinbek

Roman

Taschenbuch. 355 Seiten ISBN 978-3981767858

eBook ISBN 978-3981767865

Hörbuch 978-3-948063139

Die Wintertöchter Trilogie.

- 1 WINTERTÖCHTER. DIE GABE
- 2 WINTERTÖCHTER. DIE KINDER
- 3 WINTERTÖCHTER. DIE FRAUEN



GEFÜHL.

Fesselnde Fortsetzung.



**Wintertöchter.
Die Kinder**

ISBN: 978-3-9817678-9-6 Preis: 13,90 €

Band 2 der Trilogie: Die Forstau-Saga geht weiter. Eine Familie, zwei Höfe, drei Frauen. Liebe, Verlust und – unendlich viel Schweigen. Die Ehe der melancholischen Marie mit Roman Wojtek ist längst gescheitert. Hilflos muss Barbara Sittler zusehen, wie ihre Nichte Anna zusehends in seinen Bannkreis gerät. Dann tritt Roman Wojtek auch ihr zu nahe und Barbara fasst einen entsetzlichen Entschluss. Die geheimnisvolle Gabe, das Erbe der Frauen ihrer Familie, erscheint als einziger Ausweg – doch sie hat ihren Preis ...

Wintertöchter. Die Kinder

Mignon Kleinbek

Roman

Taschenbuch. 342 Seiten ISBN 978-3981767896

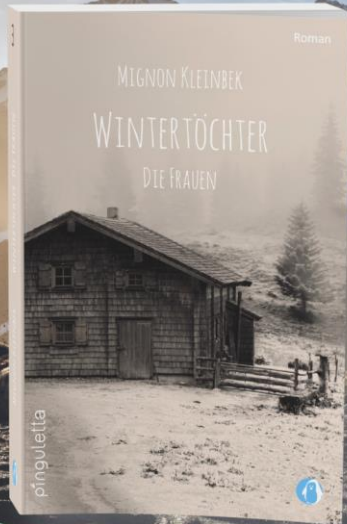
eBook ISBN 978-394806300

FINALE.

Bewegender Abschluss.

**Wintertöchter.
Die Frauen**

ISBN: 978-3-948063-05-4 Preis: 17,90 €



Zwei rätselhafte Tagebücher. Eine Niederschrift voll Leidenschaft, unendlichen Leids und einer Tat, die Leben zerstörte. Das Päckchen ohne Absender stürzt Helena und Christina in tiefe Verwirrung; wer ist die geheimnisvolle Anna und was hat es mit dem silbernen Medaillon auf sich? Die ungleichen Schwestern tauchen ein in die mysteriöse Geschichte ihrer Herkunft. Und nichts mehr in ihrem Leben bleibt, wie es war

Wintertöchter. Die Frauen ist das fulminante Finale der Wintertöchter-Trilogie. Eine Erzählung über starke Frauen, die ihr Vermächtnis über Generationen erhalten und weitergeben.

Wintertöchter. Die Frauen

Mignon Kleinbek

Roman

Taschenbuch. 480 Seiten ISBN 978-3948063054
eBook ISBN 978-3948063061



Mehr Lesestoff
von





GEHEIM.

Mysteriös schön



Das geheime Kapitel

ISBN: 978-3-948063-030 Preis: 12,90 €

Manche Bücher bleiben besser ungeöffnet ...

Nur aus Neugierde experimentiert die unglücklich verheiratete Anna mit den magischen Rezepten aus dem Buch vom Dachboden. Die Zauber scheinen zu wirken und sie schafft sich ein Problem nach dem anderen vom Hals. Lediglich die Geliebte ihres Mannes wird sie nicht los. Einer der Hofbewohner liegt plötzlich tot im Bett. Anna wird panisch: Hat sie ihren Schwager versehentlich vergiftet?

Ein Mann, zwei Frauen, zwei Perspektiven, ein Zauberbuch, ein Hof in der Fränkischen Schweiz und ein Mord sind die Zutaten, aus denen Mara Winter einen tödlichen Cocktail voller Überraschungen mixt.

Das geheime Kapitel

Mara Winter

Roman

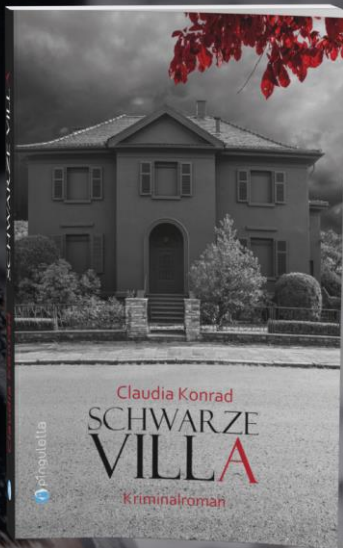
Taschenbuch. 223 Seiten ISBN 978-3948063030

eBook ISBN 978-3948063047



DÜSTER.

Tödliche Immobilie.



Schwarze Villa

ISBN: 978-3-948063-01-6 Preis: 12,90 €

Schwarz. Komplette schwarz: Wände, Treppe, Türen, Fenster, Dach: Die schwarze Villa – umstrittenes Kunstobjekt im Pforzheimer Nobelviertel, der Rodplatte. Doch nicht nur das Äußere der Jugendstilvilla ist schwarz, auch ihre Geschichte ist mehr als düster. Kai Sander, Immobilienmakler und Aktionskünstler, bekommt das ganz hautnah zu spüren. Und einmal aufgeschreckt, finden die Geister der Vergangenheit keine Ruhe mehr. Und ziehen alle, die mit dem Haus in Berührung kommen, tief und tiefer hinein in den Strudel der schaurigen Ereignisse....

SCHWARZE VILLA

Claudia Konrad

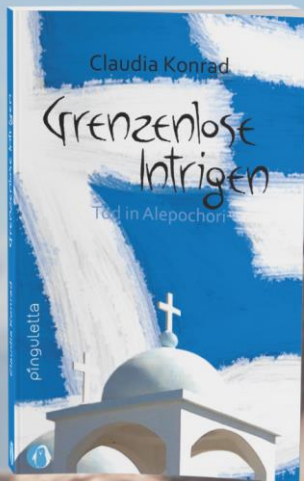
Kriminalroman

Taschenbuch. 240 Seiten ISBN 978-3948063016

eBook ISBN 978-3948063023

KRIMI.

Mord in Hellas.



Grenzenlose Intrigen

ISBN: 978-3-9480630-7-8 Preis: 11,90 €

Verbrannter Wald – schaurig, grausig. Übler Verwesungsgeruch. Es sollte ein entspannter Griechenlandurlaub werden, den sich der Pforzheimer Sonderermittler Wellendorf-Renz, genannt Welle, gönnen wollte. Aber die feine Nase seines Vierbeiners veränderte alles. Welles guter Ruf eilt ihm voraus. Man bittet ihn, den Athener Kommissar bei der Mordaufklärung zu unterstützen. Gemeinsam stoßen sie auf Angst, Korruption und skrupellose Intrigen bis in die höchsten Instanzen von Staat und Kirche. Und trotz ihrer länderübergreifenden Ermittlungen können sie weitere eiskalte Morde nicht verhindern.

Grenzenlose Intrigen

Tod in Alepochori

Claudia Konrad

Kriminalroman

Taschenbuch. 195 Seiten. ISBN 978-3948063078
eBook ISBN 978-3948063085



PRIVAT.

Ein langer Weg.



Als ich aus der Zeit fiel

ISBN: 978-3-948063-11-5 Preis: 13,90 €

Zehn Jahre Albtraum. Zehn Jahre voller Ängste. Eine Krankheit, bei der das ganze Leben aus den Fugen gerät. Die Diagnose Schizophrenie verbreitet gemeinhin Schrecken, und das nicht ohne Grund. Jens Jüttner berichtet aus eigener langer Erfahrung über seine paranoide Schizophrenie. Offen erzählt er über seinen langen Weg mit vielen Tiefen, und wie er es am Ende geschafft hat, aus der Krankheit herauszufinden. Das Buch klärt auf, wirbt um Verständnis und will anderen Betroffenen und deren Umfeld eine Hilfestellung sein und Mut machen - informativ, emotional, spannend, authentisch geschrieben.

Als ich aus der Zeit fiel

**Mein Weg durch die
paranoide Schizophrenie**

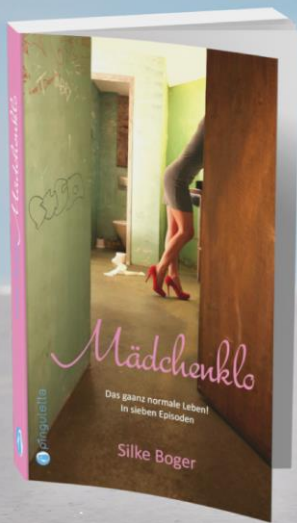
Jens Jüttner

Taschenbuch. 138 Seiten. ISBN 978-3948063115
eBook ISBN 978-3948063122



WITZIG.

7 lustige Episoden.



Mädchenklo

ISBN: 978-3-9817678-0-3

Preis: 12,90 €

Was passiert hinter den Türen mit dem großen »D«, fragt sich der männliche Teil der Menschheit. Was erleben andere Frauen hinter den »Ladies«-Türen rund um den Globus, fragt sich die weibliche Hälfte. Das Buch »Mädchenklo« mit dem klangvollen Untertitel »Das gaanz normale Leben!« gibt in sieben vergnüglichen Episoden die höchst amüsante Antwort.

Vom Bücherportal Leserkanone.de zur »Indie-Perle des Monats« gekürt.

Mädchenklo

Silke Boger

Komödie

Taschenbuch. 279 Seiten ISBN 978-3981767803

eBook ISBN 978-3981767810



pinguletta



pinguletta.

Farbklecks in der Bücherwelt.

DER VERLAG. pinguletta.

Gegründet wurde der pinguletta Verlag Ende 2015 von der Bankbetriebswirtin Silke Boger.

Firmensitz ist Keltern, ein wunderschöner Ort im schwäbisch-badischen Grenzgebiet. Ein kleines aber feines Team arbeitet sehr engagiert und erfolgreich daran, dass der Verlag kontinuierlich wächst.

Wir möchten inhaltlich wertvolle Bücher produzieren mit dem Ziel, (wieder) Lust aufs Lesen zu machen. Der pinguletta Verlag steht für hochwertige Buchprojekte – mit besonderem Augenmerk auf individuelle und professionelle Covergestaltung und der langfristigen Zusammenarbeit mit ausschließlich deutschen Druckereien.

Unsere Bücher sind im Buchhandel, direkt über den Verlag oder online erhältlich – natürlich auch als eBook und einige Projekte als Hörbuch.



pinguletta



pinguletta Verlag
Durlacher Str. 32
75210 Kelttern



07236 / 932 471



verlag@pinguletta.de



pinguletta-verlag.de



facebook.com/pinguletta

Wir lieben BUCHstaben.